

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanffengel.



No. 100. Sie denke mehrie, ich hätt mit Wedesweiler gebroche, aber das is nit der Stehs. Ich sin in so Sache nit so schmal, wie an n e r e Leut, un zwoische Ihne un mich, ich sin froh, daß se mich das Fehwer reiffuht hat, bitahs ich sin dabei von en große Konfenz geseht worde. Denke Se doch nur emal an, wann ich alte Guts nach dem fremde Kontrie gemacht war, wo ich nids von die Lengwitsch un die Pielbels verstehn. Ich denke, es hot auch Menschreffer dort un ich hen mit mei ganzes Leve so gut gelebt, un hen so ein schönes Weib gereiht, daß ich mich so mit nids dir nids von die Brüder uffresse losse. Was jeht den Philipp andertreff, wo mein Hoband is, do geb ich nit mehr so viel drum. Uffgrefse werd mer nit, dafor is er zu liehn un dann is er auch en Feller, wo sich trowerall dorchtrawede duht. Das dumme bei die Sach is, daß ich, wann ich ebbs häppene sollt, mehrie gar nids von gewahr wer'n. Ich halte ihn dann vielleicht noch en lange Zeit in die Labdshs in gut Stending un dabei is er vielleicht schon lang doht un ich könnt das Bennesitt ziehe. Wie ich zum erschte mol widder zu Wedesweiler sin, seitdem ich den Knack mit se gehabt hen, do hen se geächt, als wann gar nids gehäppend war un das is mich auch das allerlichsste gewese. Der Wedesweiler hot mich sogar en Kimmelmche offerirt un das hot mich widder alles vergesse mache. Ich hen dann auch aus mein Herze keine Mördergrub gemacht un ich hen gesagt, daß ich froh war, daß die Wedesweilern die Kibs nit genome hätt, bitahs ich hätt mein Mein interlie geischenicht un deh hier sein. Die Wedesweilern hot gesagt, do war ich widder emol schmart gewese; awwer dieselwe Zeit hätt sie die Kibs ganz gern genome; wann sie auch sellemois nit sogliche rettig gewese war, dann hätt sie's doch gebahn, wann se ausgefunne hätt, daß ich so arig gern zu gehn gleiche deht. Sie war einige Zeit rettig, mich en Fehwer zu duhn. Ich hen off Rohrs gewiht, daß sell nur Ach gewese is, awwer was hen ich duhn könne? Ratings. Der Wedesweiler hot gesagt, was ich davon denke deht, wann er emol den Tripp mache deht. Er war schur, daß er den Philipp finne deht, awwer die Wedesweilern hot ihn gar nit ausspreche losse. Se hot gesagt, newwer Mein, do hen ich auch noch ebbs mit zu spreche. Wann ich doch nur sage, do sollt en Pehl Rechle hole, dann hoht du alle mögliche Eckjubhs; wann du awwer for dein Fonn so en schredliche Tripp mache willst, dann bist du in it for die Leif, awwer, es werd nids draus; ich hen auch noch en Wort mit zu spreche. Wann du geht, dann konnt du dein Platz zu mache, bitahs ich will nit binner die Bahr stehn un Drinks ausschiffe, nat an juhr Zimtlein." Den Weg hen ich die Wedesweilern noch gar nit spreche höre un ich hen eskapete, daß es jeht en ganz schredliche Rumpus gewese deht, awwer der Wedesweiler is so knet gewese wie en Rämmchen un ich hen gesagt: "Wedesweiler, ich bin arig oblesicht for dei Reindneht, awwer, ich kann das nit ekcepte. Du hot en Bifhneht, wo du zu tende muht un wenn du auch keine Hammilich hoht, so sollt du noch nit an mein Gtaunt deine Frau im Stich losse. Ich fülle auch jeht schon en wenig leiger iwover den Phil un ich denke, wann er sich die Hörner abgelaufe hot, dann werd er schon widder komme. Den Weg hen mer noch en ganze Weil getahnt un der Wedesweiler hot dann widder in sein Saluhn gemuht, for an en Kostiemer zu warte. Wie mit zwoe alleins wate, do hot die Wedesweilern gesagt: Lizzie, ich will dich emol ebbs sage, ich hen grad ewe en wenig Zeit un mer wolle emol zu en Fortschittler gehn; ich weih eine, do kannst du einiges dehte, daß all, was die sagt, wahr komme duht. Do kannst du emol aussinne, was die Mütter mit den Philipp is, un was du zu ekspete hoht." Ich muß sage, ich hätt gar zu gern gealiche, ebbs zu erfahre, awwer dieselwe Zeit is mich's doch auch en wenig schmerzlich vorkomme, am helllichtige Dag zu so en Wummen zu gehn. Die Wedesweilern hot mich awwer so lang zugefroche, bis ich gesagt hen, well dann gett reddie. Se hot sich gleich gereht un dann sin mer losgeschowe. An den Weg sag se, se war ja kein biache subpreffisches, awwer dieselwe Zeit konnt se auch nit sage, daß es keine Leut gewese deht, wo mehr wolle wie se selbst. Well, mich hot das Herz geboppelt, wie mer in das Haus gange sin un in mei Innseit hen ich gewiht, daß die Lebtie nit heim war. Mei Bifh is awwer nit wahrgetomme. Se is heimgewese un die Wedesweilern hot mich als Missus Kallermann introbuht, bitahs se hot mich doch nit eweg gewese wolle. Ich hen mich gleich mit se hinfese müsse un dann hot se mich in mei Hand geguckt un hot den Knopp geseht un sagt: Mei vier Mäddem, Sie hen en beese Trubel; Ihne Ihr Mann is fortgelaufe un hot Ihne n.4

die Kinnerher allens gelosse. Dann hot se lang gedent, bis se uff emol gesagt hot: Ihne Ihr Mann is en Spohrt. Er is in en fremdes Kontrie un hot dort en Verhältniß gestart, awwer es werd nit lang nemme, dann is er sich un teiert von es un kommt widder zu Ihne zurüd. Später hen Sie widder alles Glüd, was se sich nur wünschede duhn un Ihne Ihrn Hoband macht widder for alles uff, was er Ihne an Trubel gemacht hot. Drei Dahler, plies." Schuhr genug hen ich drei Dahler bezahle müsse. Selter Part hot mich am mehrschte mähd gemacht. Was se mer do gesagt hot, sell is all Bahsch gewese. Wann Se emol das Photograph von mein alte Esel sehn, dann wer'n Se nit denke, daß sich en Lebtie in den verliche kann. Ich denke, ich kann nids annersichter duhn als wie warte, bis der Kunne widder komme duht un wann er nit mehr kommt — well, dann geb ich auch nids drum. Mit allerhand Riegards

Zuhrs Lizzie Hanffengel.

Eine Rufer-Stadt.

Die amerikanischen Stadtverwaltungen liegen im Argen. Eine Ausnahme davon scheint die von Galveston zu machen, von welcher die in Houston erscheinende „Post“ Folgendes sagt: Seit dem großen Sturm, der etwa über drei Jahren, hat Galveston \$75,000 für Straßenpflasterung bezahlt, obgleich auch nicht für einen Dollar Bonds ausgegeben wurden. Das eben von der Stadt-Commission angenommene Budget weist für dieses Jahr \$30,000 für neue Straßenpflasterung an und außerdem \$23,000 für neue Straßenverbesserungen. Für die Verbesserung des Wasserwerkstems sind \$9,200 bestimmt und \$2,000 für die Ausdehnung des Canalstems, das durch die notwendig gewordene Erhöhung des Niveaus der Stadt vorläufig beschränkt ist. Jedes Departement hat seine genügende Bewilligung erhalten.

Der Bericht des Schatzmeisters zeigt, daß sich am Ende des letzten Monats \$332,646.25 baar in der Stadtkasse befanden und \$500,000 in Bondsdepotiten, die der Stadt, bis das Geld gebraucht wird, drei Prozent Zinsen bringen.

Die Steuertrate war im vergangenen Jahre \$1.50 und wird in diesem Jahre \$1.65 betragen; davon entfallen aber 40 Cents auf den Fond für die Erhöhung des Straßen-Niveaus, so daß die reguläre Steuertrate in der That um 25 Cents herabgesetzt worden ist.

So sieht es in Galveston aus. Vor etwa über drei Jahren war es bis zum Tode getroffen. Sein Credit war gleich Null, seine öffentlichen Gebäude waren demolirt und die Straßen in der Verwirrung mit Tausenden von Heimsüßigen untergegangen.

Heute kann der Credit der Stadt in Folge der weisen Verwaltung einer aus fünf angesehenen Bürgern bestehenden Commission, die sich nicht um das Geschrei der Beutepolitiker kümmert und aus rein patriotischen Motiven handelt, im ganzen Süden nicht übertroffen werden. Im Verhältnis zur Bevölkerungszahl führt Galveston mehr öffentliche Arbeiten aus, wie irgend eine Stadt im Süden.

Und das baare Geld ist dafür da. Galvestons Beispiel ist eine Lehre für alle Städte. Es zeigt, was durch die Befolgung strikter Geschäftsmethoden erreicht werden kann und es enthält eine greifbare Aufforderung, die Partei-Politik ganz und gar aus öffentlichen Angelegenheiten zu bannen.

Soweit der Bericht der „Post“, dem die Galveston „News“ noch hinzufügt, daß die schwebende Schuld der Stadt am 1. Januar 1901 nach den Büchern des Auditors \$204,974.54 betrug und daß die Commission dieselbe bis auf \$22,000 ohne Ausgabe von Bonds oder Erhöhung der Steuertrate abgezahlt hat.

Bücher's Orthographie.

In dem von Dr. R. Dorow herausgegebenen Buche „Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur“ findet sich ein Brief Mäthers, der noch wenig bekannt sein dürfte und einen drastischen Beleg dafür giebt, daß der große Feldherr mit der Feder etwas weniger gut umzugehen verstand, wie mit dem Schwertschwert. Das Billet, das übrigens auch durch seinen Inhalt und durch die Epoche seines Ursprungs hochinteressant erscheinen muß, lautet wörtlich: „Auf den Marsch nach Paris, den 26. Juni 1815. „Gefund bin ich, noch 12 Meilen von Paris die ich bald zu rücklegen werde. Schon haben die Pariser und die provisorische Regierung Deputierte geschickt und bitten um die Einstellung der Feindseligkeiten, ich habe sie nicht angenommen. Bonaparte ist abgeheht und will nach America gehen; ich habe Kostig heute nach Vaon geschickt und von die Deputierte Bonaparte sein Tod oder seine Auslieferung, Übergabe aller Festungen an der Sambre und der Maß verlangt; dieses wehre die Condition, unter welche ich mit ihm unterhandeln wolle. Demobneracht marschire ich noch heute grade uf Paris, ich werde das Eijen Schwiden, weil es wahr ist, den ich will vor dem Herbst zu hauffe sein leben wolle, esse Lisetten, grüße alle bekannt, besondere Lotidien, die Girod und Fortieg, noch ein word, dein Bruder und Girod sind gesund. Blücher.“

Nur ein Flirt.

Sitze von Ein Armeen. Aus dem Schwedischen von Martha Borin, Helsingfors.

Blendendes Licht strahlte aus hunderten von elektrischen Lampen auf die prachtvoll eingerichtete Wohnung, in der das Grafenpaar heute Abend festen Ball giebt. Glänzende Uniformen, elegante Toiletten, funkelnde Juwelen und Ordenssterne, exotische Gewächse und herrliche Blumenarrangements; alles, was Luxus seiner Geschmack und Reichtum erfinden können, vereint sich hier zu einer für die Augen und Sinne bezaubernden Zaubervwelt.

So empfand wenigstens die siebzehnjährige Sigrid Lenjens. Die sich plötzlich aus dem ruhigen Land: den Eftershaufe in das glänzende Gesellschaftsleben Stockholms verpflanzt sieht. Es ist dies ihr Entree in die große Welt, in die sie von einer Tante eingeführt wird, bei der sie den Winter zubringen soll. Ihr Herz klopfte hürrüh, während die großen Kinderaugen Alles beobachteten, was sie erschauen, und das Stimmengewirr um sie her klang in ihren Ohren wie ein dumpfes Meerestrauschen. Sie weiß kaum, was sie antwortet wenn man sie anspricht. Der eine junge Mann nach dem anderen wird ihr vorgestellt und zeichnet seinen Namen auf die Tanzkarte.

Aber mitten in diesem Menschengewoge, diesem Glanz und dieser Pracht suchen ihre Blicke einen Jemand; er ist ihr unbekannt, und sie lächelt selbst über ihre kindliche, phantastische Erwägung. Aber das ist die Schuld der Zigeunerin; sie war es, die sich zu Hause im Park an sie herandrängte und eigensinnig darauf bestand, ihr aus der Hand wahrzusagen. Sie war es, die ihr prophezeite, daß sie auf ihrem ersten Ball in einer großen Stadt, umgeben von Licht, Blumen und Musik, ihn treffen würde, ihn, dem sie durch das Leben folgen sollte. — Wie sie über die Weisungung gelacht hatte! Aber der Gebante war nun einmal bei ihr angeregt, hatte Macht über ihre Phantasie bekommen und war jetzt zu einer bezaubernden Gewißheit herangewachsen. Sie hatte sich in ihre Träume verliebt, und die Liebe für ihren Unbekannten hatte schon in ihrem Herzen wie eine kleine, feine, wohlgepflegte Knospe, bereit aufzubrechen, wenn er, der Rechte, ihr begegnen würde.

Auf einmal schreite sie zusammen. Das ist er! Er steht vor ihr in seiner kleidamen Garderuniform und überbeugt sich. Er ist dunkel wie ein Südländer, mit scharfem Profil und braunen, warmen Augen. Das Haar fällt lodig über seine Stirn; die Gestalt ist männlich und die Haltung die eines Militärs. Er scheint nicht mehr ganz jung zu sein; das verrieth eine kleine Narbe in's Graue an den Schläfen. Er wird ihr vorgestellt als Graf Ringström, und sie weiß, daß er einem der vornehmsten Geschlechter Schwedens angehört.

Sie ist bleich vor Erregung geworden, und ein Zittern durchzieht ihre Gestalt, während die Hand sich trambhaft um den Fächer schließt. Sie hat nur noch einen Tanz frei, den zweiten Walzer; an den schreibt er seinen Namen und macht dann dem Cavalier Platz, der da kommt, um sie zu der eben begonnenen Polonaise zu holen. — Sie tanzt wie eine Schlafwandlerin und antwortet ihrem anderen Tänzer wie im Traum. Erst als er kommt, um sie zu dem Walzer zu holen, erwacht sie zum Leben. Das ist er! Das ist er! — jubelt es in ihr, und sie giebt sich in dieser Gewißheit befinnungslos, widerstandslos ihrem Gefühl hin, das aus Träumen und Ahnungen für sie zur Wirklichkeit geworden ist.

Und ihn hat sie ganz begauert, diese kleine „inacoue“ vom Lande, mit ihrem schönen, leidenschaftlichen Augen, ihrem weichen Kindermond, ihrer Naivität und ihrer Reinheit. Ihr Lachen klingt so frisch und unschuldig, während ihre Augen zu ihm eine Sprache sprechen, die ihn ein wenig verwundert und beinahe verlegen macht; so blicken ihn an, als ob sie etwas von ihm verlangten, als ob sie auf etwas warteten.

Er kann sich nicht von ihr losreißen. Wenn er nicht mit ihr tanzt, hält er sich in ihrer Nähe, steht hinter ihrem Stuhl, und zwischen den Tänzen setzt er sich an ihre Seite.

Vor dem Souper ist eine längere Pause, in der nicht getanzt wird. Es ist ihm gelungen, eine ziemlich unbemerkte Ecke in einem von den anderen Gästen verlassenen Damensalon zu entdecken, wo ein Sofa zwischen hohen Palmen verborgen steht und eine Portiere vor neugierigen Blicken schützt. Dorthin setzt er sich mit ihr, um für eine Weile mit ihr allein zu sein. Sie spricht mit ihm frei und unangelegentlich über ihre Eltern, ihre Tante, die sie heute in die Welt einführt, und über das Vergnügen, das sie von des Winters Festlichkeiten erwartet. Sie fragt ihn, ob er nicht auch finde, daß es schön ist zu tanzen.

„Nein“, antwortete er, „jeht nicht mehr — heute Abend habe ich nur den einen Walzer mit Ihnen getanzt, sonst thue ich es gewöhnlich nicht mehr.“ „Sie wollen doch damit nicht sagen, daß Sie sich schon als alten Junggesellen betrachten?“ „Er sieht sie erstaunt an, als ob er sie nicht verstanden hätte. Wer plötzlich überwandelt sich sein Gesichtsausdruck, und dann kommt etwas Lichtes, Warner in seine Augen, und er lächelt. Sie duckte also nicht? — Sie glaubte . . .

Das erklärt ihm ihr Benehmen gegen ihn, und da er im Umgang mit Frauen sehr bewandert ist, fängt er an zu verstehen. Eine schwache Stimme in seinem Gewissen sagt ihm, daß er es ihr sagen muß, jeht gleich, ohne Zögern! Aber eine andere stärkere Stimme flüstert ihm verlockend zu: „Sie ist so entzündend, ihu es nicht — nur diesen Abend — morgen wird sie es ja doch erfahren! Und dann wird diese ihre phantastische Gefühlstimmung vorübergehen!“

Sein Arm ruht auf der Sofalehne, und wenn sie sich zurücklehnt, berührt er ihre entblöhte Schulter, und sie ist glücklich darüber, ihm so nahe zu sein; dann auf einmal sieht sie ihn mit ihren großen, unschuldigen Augen an und sagt lächelnd: „Wissen Sie, Herr Graf, eine Zigeunerin sagte mir wahr, ehe ich nach Stockholm kam — und sie hat recht gehabt.“

„Was sagte sie denn?“ „Das kann ich Ihnen nicht verrathen.“

„Nicht? Ach doch! Machen Sie mich heute Abend zu Ihrem Beichtvater; ich bin alt genug dazu.“

„Nein, nein, heute nicht, aber vielleicht ein anderes Mal, wenn —“

Sie sprach nicht laut aus, was sie dachte; aber ihre Lippen bewegten sich leise, indem sie zu sich selbst sagte: „Wenn Sie mir sagen, daß Sie mich lieben.“

Er sieht sie an, und es wird ihm so weich ums Herz — er wünschte, ja, was wünschte er eigentlich — was darf er wohl wünschen? . . .

Seine Stimme wird immer inniger und schmeichelnder; er versucht, nicht viel zu sagen; aber sie giebt seinen Worten ihre eigene Bedeutung. Er empfindet es, daß dieses jubelnde kleine Mädchenherz sich ihm ganz hingiebt. Sie trägt eine Garnierung von lebenden Rosen, die von der Schulter auf die Brust herabfällt. Er bittet um eine dieser Blumen. Sie macht sie los und steckt sie mit zitternden Händen an seine Brust. Er faßt ihre Hand und küßt sie ein, zweimal — dielemale. — Da klingt die Einladung zum Souper durch alle Räume. Er erhebt sich schnell, bietet ihr seinen Arm und führt sie nach dem Eschfaal. Die Gäste gehn die leppichbelegte, breite Treppe hinab, die nach dem Vestibül führt. Ihr Arm ruht in dem seinen, vor ihnen geht die Tante mit einem alten, ordengeschmückten Herrn.

Jemand hinter ihnen legt seine Hand auf des Grafen Schulter, und eine laute, klare Stimme sagt: „Guten Abend, Ringström. Ich habe vergebens versucht, Dir heute Abend nahe zu kommen — Du warst ja ganz unsichtbar. — Ich habe Grüße an Deine Frau von ihren Verwandten in Kopenhagen, die ich ihr gerne persönlich überbringen möchte. Ist Deine Frau immer noch tranklich oder nimmt sie jeht Besuch entgegen?“

Wenn der Graf seine Hand auf den Mund des Sprechenden hätte legen können! — Aber nun war es auf jeden Fall zu spät, das Wort war ausgesprochen. Er murmelte etwas Unbedeutliches zur Antwort, während der Arm, der so vertrauensvoll in dem seinen gelegen hatte, sich plötzlich zuckend von ihm löste.

Er will ein paar Worte zu seiner Entschuldigung sagen; aber als sein Blick dem ihrigen begegnet, verstummt er vor der tödlichen Wäffe, die sich über ihre Züge breitet hat.

Ihre Augen flammten, ihre Lippen zitterten tonlos, aber zugleich ist etwas Stolz, Unnahbares über ihre ganze Erscheinung gekommen. Der Blick, der ihn trifft, ist voll von Verachtung. Rasch greift sie nach der Rose an seiner Brust, wirft sie auf die Erde, setzt den Fuß darauf. Im nächsten Augenblick ist sie ihm in dem Menschengehüßel verschwunden, — und er macht keinen Versuch, ihr nachzueilen.

Berühmte Stotterer.

Das Aesop, Virgil und Demosthenes stotterten, ist bekannt; ebenso, daß der letztere diesen Fehler mit Aufbietung aller seiner Willenskräfte gänzlich besiegte. Der römische Kaiser Claudius II, der arabische Herrscher Mahomed El-Hassar, der König Erich von Schweden stotterten auf das Bemitleidenswerthe. Von den 18 Ludwig, die in Frankreich regierten, wird nur einer Ludwig der Stotterer genannt und doch ist dieser nicht der einzige unter ihnen gewesen, der in dieser Hinsicht von der Natur stiefmütterlich behandelt wurde.

Der Schriftsteller Tallander de Reaur erzählt in seinem „Miserietas“ eine Anekdote ziemlich amüsanten Art von Ludwig XIII., dem jener Sprechfehler oft große Verlegenheit verursachte. An dem Hof des letzteren wurde einft der Graf von Almont, Lebensherr von Nolandry berufen. Leider hatte dieser den traurigen Vorzug, gleich dem Könige zu stottern. Als Ludwig XIII. nun zum ersten Male, und zwar stammelnd, das Wort an den Hofmann richtete, gab dieser in gleicher Weise seine Antwort zurück. Der König, solches als eine grobe Verleumdung auffassend, wandte sich fußstampfend von Herrn von Almont ab und war soeben im Begriffe, die Verhaftung des Wigboldes zu befehlen, als ihm sein Kammerdiener seubete, daß der Chevalier von Almont ein Recht zum Stottern habe.

Zu den berühmtesten Stammelern zählen des ferneren der Maler David, der Philosoph Hoffmann, die ihrer Zeit so berühmte englische Schauspielerin Zuchbad, die eine der erfolgreichsten Karrieren zurückgelegt hat.

Zwei Thranen.

Von Reinhold Cronheim.

Alle sagten, daß er ein Trinker sei. Aber wenn man ihn selbst fragte, so juckte er die Achseln und lächelte, und er that so, als ob es ihm furchtbar gleichgültig sei, was die anderen von ihm sagten oder dachten. Und wenn sie Abends in der Tafelrunde zusammengekommen hatten, so ging er nicht mit ihnen nach Hause, sondern setzte sich schweigend und einsam an den runden Tisch einer anderen Bierneipe, und der hagere Kellner, mit dem melancholisch herabhängenden Schnurrbart brachte ihm, ohne ein Wort zu sagen, goldhelles Pilsener. Dann sah der Jecher in den langgestreckten Rauch und beobachtete die anderen verpöhten Trinker. Die sahen dann lächelnd und streitend, und viele von ihnen waren dabei ganz besonders klug, sie sprachen über Dinge, die ihnen sonst ganz fern lagen, und lösten die schwierigsten Probleme mit Leichtigkeit.

Wenn sie aber genug gestritten hatten, sahen sie seufzend nach der Uhr und erschraden, zählten hastig und verließen hastig und schwanzend die gastliche Stätte und von der Straße her hörte man, wie sie sich mit den Droschkentuffschern zankten. Andere kamen von Wälden und Gesellschaften in Frad und weit ausgeführten Weite, mit großen Blumen im Anpsloch, und sie schimpften auf ihre Wirthe und machten sich über die Damen und Herren ihrer Bekanntschaft lustig. Da saßen zwei, der eine mit Schultern wie ein Lastträger, der andere hager und spizig. Beide sind in großer Toilette, und sie reden aufeinander ein, der Dicke mit gewaltigem Bierbaß, der Dünne in scharfem Distakt, aber keiner hört auf den anderen, sie sprechen beide immer zu gleicher Zeit. Es handelt sich um eine Dame. Der Dünne springt plötzlich auf, die Adern an seinem Halse spannen sich wie Stränge, und mit seiner blechern Stimme schreit er so laut, als wäre sein Gegenüber todtaub: „Sie sind ein Esel!“

„Und schwer, als ob Bret niederfällt, packt die breite Faust des Dicken auf die Wange des Dünnen; die Kellner eilen hinzu, und beide werden hinausbefördert. Von der Straße her hört man den Dünnen immer noch rufen: „Sie sind trotz alledem ein Esel, und wenn Sie noch einmal so groß und so bid wären!“ Und in der Kneipe sprechen die letzten Jecher viel von dem Zwischenfall, und sie suchen zu entscheiden, wer von den beiden recht, wer unrecht hatte. \* \* \*

Nur der Trinker nicht. Er hatte sich gar nicht bewegt, als der Tumult entstand, nur etwas fester hatte er sich auf seinen Stuhl gedrückt; er sah ja in der Ede, darum sah er dem Treiben unendlich gleichgültig zu. Nur als der „eine den andern einen Esel nannte, hatte er gelächelt, so wie er immer lächelte, wenn er einen geheimen Gedanken verbergen wollte. Als die trübende Stimme des Dünnen längst verklungen war, sagte er noch vor sich hin: „Als ob die Menschen gleich raufen mühten wie die Hunde, wenn man ein Esel genannt wird!“

Und er nahm einen großen Schlud und wischte sich mit dem Rücken der Hand den Schaum aus dem Schnurrbart. Auf seinem Tisch war etwas Bier verschüttet, er tippte mit dem Zeigefinger hinein und malte mit großen Buchstaben das Wort „Esel“ auf die Tafel. Lange starrte er auf die nassen Schriftzüge.

„Jawohl, gewiß, auch ihn hatte man einmal einen Esel geschimpft, und er hatte das ruhig über sich ergehen lassen, obgleich er gar nicht danach aussah, als ob er sich viel gefallen lassen würde. Aber, lieber Himmel, wie lange war das her! Dreißig Jahre! Nein, noch nicht ganz, aber viel fehlte nicht daran — ein Junge war er damals, und wie sie jeht von ihm sagten, daß er ein Trinker sei, so lärmten damals im Städtchen alle alten Weiber in Hofen oder Unterröden, daß er ein Ausbund aller Untugenden sei! Wenn irgendwo mit dem Gummiball eine Fensterscheibe eingeworfen war, so war er es sicher gewesen, und die Badfischen aus der höheren Mädchenschule mochten ihn schon gar nicht, weil er rote Haare hatte. Zum Teufel — Farbe ist Farbe, der Esel ist sogar grau. Ja, richtig, der Esel! In der Tertia war es, das stimmt, und heifer Sommer noch dazu. Die Hitze drückte förmlich auf die Klasse, und die meisten Jungen, es waren wohl dreißig oder vierzig an der Zahl, liehen die Köpfe hängen. Wie man sich doch manches, was längst vergangen ist, vergegenwärtigen kann! Erst hatte er eine Fliege beobachtet, die sich durchaus in seinem Tintenfaß erträgnen wollte, dann hatte er auf die große Landkarte gestarrt, auf welcher, wie gewöhnlich, Italien aussah wie ein Stiefel und Preußen wie ein fliegender Adler und Schweden und Norwegen wie ein wildes Thier; und dann hatte er gesehen, wie sein Vordermann Karrikaturen zeichnete und sein Nebenmann sich auf die kommende Lektion vorbereitete, und drüben auf der Faulbank, wo die Unberesserlichen hockten, spielten zwei unter dem Tisch heimlich Karten. Und der Lehrer schritt regelmäßig wie eine Schildwache auf und ab, hin und wieder trödelte er mit seinem rothen Taschentuch die Schweißperlen von seinem vergifteten Gesicht. Er salngweilte sich

sicherlich auch; denn wie vielen Generationen hatte er wohl schon die lühnen Feldzüge des alten Xenophon aus-einandergefetzt und erklärt! Jeht erzählte er, wie die griechischen Schaa-ren über die Berge kamen, und wie sie trunkenen Muges das Meer erschauten! „Das Meer!“ ertönte es aus zehntausend Kehlen — man glaubte sich geborgen, gerettet!

Ja, das Meer. Er hatte es auch gesehen, die gewaltige, unendliche Fläche, in ewiger Bewegung und doch von so majestätischer Ruhe. Vor einem Jahre war es, in den großen Ferien. Wie war er damals frei, wie ungebunden! Warum konnten nicht immer große Ferien sein! Ach ja, das Meer mit seiner Fluth und seiner Ebbe und das einsame, verfallene Haus des alten, weitergegränten Strandwächters. Jeden Tag war er dort gewesen; nicht, daß der alte Mann ihn so besonders angezogen hätte oder gar die Großmutter, die aussah wie die leibhaftige Hexe aus dem Märchenbuch, nein, es war die kleine Sigrid, die im Hause der Großeltern wohnte. Die großen Leute erzählten sich eine traurige Geschichte. Die Mutter der kleinen Sigrid hatte eines Tages den Tod in den Wellen gesucht, weil sie vergeblich auf einen Mann wartete, der zurückkehren wollte von der großen Reise, um der kleinen Sigrid Vater zu sein. Aber was konnte das ihn kümmern! War sie doch so herzig zu ihm, und sie hatte ihn auch niemals gehöhnt wegen seiner rothen Haare. Und wenn er mit ihr in wilder Lust jagte auf dem knirschenden Sande des Strandes, wenn sie vor ihm dahineilte mit ihren flatternden, gelben Haaren, ihrem kurzen Röcklein und den sonnenverbrannten Beinen, dann vergaß er alles, und sie jauchzte beide vor Lust und Freude. Aber am letzten Tage, wie war es doch schredlich! Als er zur gewohnten Stunde kam, sah er die Leute schon vor der Hausthür stehen, und die alte Großmutter stand auf der Schwelle und erzählte den anderen, indem sie mit der groben, klauen Schürze immer und immer wieder über die Augen fuhr: Der alte Ziehbrunnen — sie hatte es aber schon immer gesagt, daß ein Unglück geschehen müsse, und nun war das Kind abgehürzt, und nun war alles zu spät, und nun hätten sie auch noch das letzte verloren auf der Welt.

Und keiner hatte auf ihn geachtet, weil sie alle zu sehr ergriffen waren, und dann war er in das Zimmer getreten. Da lag sie nun auf dem altfränkischen, hochgehämmten Bett, und aus den langen Haaren floß langsam das trübe Wasser ab. Die kleinen, braunen Händchen hatte man ihr über der Brust gefaltet, und er mußte über das naße, zerfissene Hemdchen streichen. Da war er niedergekniet und hatte bitterlich geweint. —

Da rief der Lehrer seinen Namen auf und alle die Jungen sahen auf ihn, und wie sie eine Thräne in seinen Augen glänzen sahen, brüllten sie alle vor Vergnügen und Lachen, weil sie glaubten, er hätte seine Lektion nicht gelernt, und er weine aus Furcht. Da war ihm das Herz zusammenge-trampft vor Wuth, jeden einzelnen wollte er zum Faustkampf herausfordern, und wenn ihn der eine oder andere auch prügelte, so sollte ihn doch niemand auslachen — seinen Nebenmann, den widerlichen Kerl mit der spizen Nase und dem wolligen Krauslopf, hatte er schon beim Schoß und brückte seine Nase mit aller Gewalt auf die Tischplatte, und ein großes Büsche Haare befiel er auch in der Hand.

„Du bist ein Esel!“ hatte der Lehrer mit seiner tonlosen, langweiligen Stimme gesagt und ihm eine schlechte Note geschrieben. \* \* \*

Der Trinker hatte sein Glas geleert und träftig auf den Tisch gestellt. Einen Augenblick kann er nach, dann rief er den Kellner. „Karl!“

„Ein Bier, Herr Doktor?“

„Nein, Sie sind ein Esel!“

„Sehr wohl, Herr Doktor!“

Und er erhob sich ein wenig schwanzend, und als der dienstbeständige Karl ihm in den Ueberzieher half, sagte er: „Alle Menschen überhaupt sind Esel!“

„Jawohl, Herr Doktor!“

Und der Trinker, schritt am Büfett vorbei, unsicher wohl, aber hochaufgerichtet, und er nidte der Büfettbame zu. Da er aber kurzschichtig war, sah er nicht, daß das Mädchen, mit dem Kopf an die Schenke gelehnt, mit offenem Munde schlief.

„Kahbalgerei“.

„Kahbalgerei“ hat mit den Streitigkeiten von Kagen nichts zu thun. Kahbalger waren zur Zeit derLandsknechte Söldner, mit zweihändigen, langen Schwertern bewaffnet, die vor derLanzenspitze des Heles Haufens kämpften u. dieAufgabe hatten,ihren nachfolgenden Leuten in der geschloffenen Lanzenwehr des Feindes Platz zu machen. Ebenso verfuhr natürlich auch der Begner. So kam es botz dem allgemeinen Kampfe zu Einzelkämpfen, die durch das Wort Kahbalgerei bezeichnet werden. Der Kahbalger ist ein Mensch, der seinen Balg, d. i. seine Haut billig wie ein Kagenfell verkauft hat. Da sein Gesicht der Zweifampf war, so ist Sichherumbauen übertragenerweise Kahbalger oder auch Balgen genannt worden.